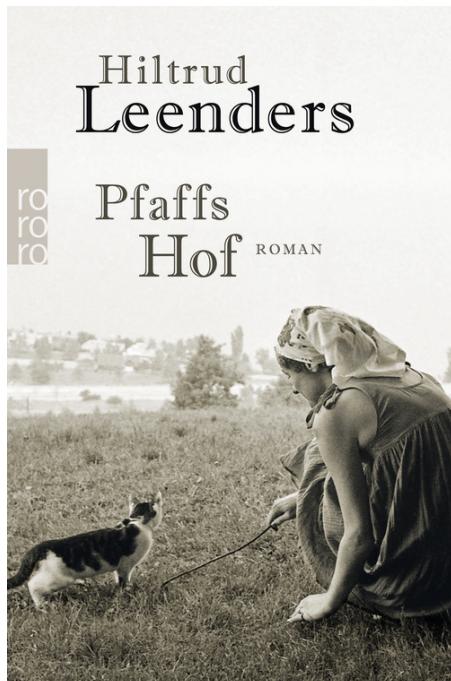


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27371-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Hiltrud Leenders, geboren 1955 am Niederrhein, arbeitete zunächst als Übersetzerin und hat sich später einen Namen als Lyrikerin gemacht. Große Bekanntheit erlangte sie als Autorin des Krimi-Trios Leenders/Bay/Leenders. Sie ist Mutter von zwei Söhnen und seit 1990 hauptberuflich Schriftstellerin. Mit «Pfaffs Hof» hat sie nicht nur einen Roman über die Wirren des Erwachsenwerdens verfasst, sondern auch über die schwere Last der Nachkriegsgeneration, im schuldbeladenen Schweigen eines ganzen Landes aufzuwachsen. Hiltrud Leenders ist ein Kind dieser Zeit.

Hiltrud Leenders

Pfaffs Hof

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juli 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Redaktion Dinah Sophie Fischer
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt
Umschlagabbildung Rosmarie Wirz / Getty Images
Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27371 1

Inhalt

1. Kapitel

«Keine neun Monate nach der Hochzeit wusste ich, was für einen Satan ich geheiratet hatte.» Mutter blinzelte, weil ihr der Schweiß in die Augen lief.

«Papperlapapp», sagte Tante Guste, «du hast bloß Kaffeedurst, sonst würdest du nicht so reden.» Sie ließ den Aufnehmer in den Putzeimer platschen und zwinkerte mir zu.

Ich kannte keinen anderen Menschen auf der Welt, der «Papperlapapp» sagte, aber es war ein großartiges Wort. Und auf einmal war mir nicht mehr kalt.

«Annemie», Guste stupste mich an, «ich koche Kaffee, und du schmierst uns ein paar Schnitten Rosinenstuten mit dick Butter, Wicht.»

«Wicht» sagte auch mein Opa Emil, Gustes jüngerer Bruder, oft zu mir, und er hatte mir erklärt, dass es nicht «Zwerg» bedeutete, sondern so etwas wie «kleines, liebes Mädchen». Manchmal sagte er auch «Ströppken».

Mutter schimpfte vor sich hin: «Lässt mich mit dem ganzen Elend hier einfach alleine ...», drückte sich beide Fäuste in den Rücken und stöhnte.

«Papperlapapp», sagte Guste wieder. «Stefan kann doch nichts dafür, dass er Nachmittagsschicht hat.»

«Und ab morgen hat er ja Urlaub», sagte ich leise.

Guste drückte meinen Arm. «Eben, und ich bin ja auch noch da.»

Dann lachte sie laut. «Klein, aber stark wie ein Ochse. So, jetzt geh und wasch dich mal, Gerda, dann sieht gleich alles wieder besser aus.»

—

Am Vortag waren wir in das alte Haus gezogen, in dem es so furchtbar schmutzig war und in dem schwere, dunkle Möbel standen, die uns nicht gehörten.

Vater hatte zuerst eine Schubkarre und eine Schaufel besorgt und den ganzen Müll und Schutt, der die Böden bedeckte, rausgefahren und hinter dem Schweinestall abgekippt. Danach hatte er gefegt, und Mutter hatte geschrubbtt.

Und dann war er irgendwann zu seiner Spätschicht aufgebrochen. Mutter hatte mir eine Schüssel mit Essigwasser und einen Lappen gegeben. «Wir müssen die Schränke auswaschen, damit wir den Muff hier rauskriegen. Fang du mit der Anrichte da drüben an.»

Muff war wohl der Geruch, der in allen Zimmern waberte und der so bitter auf der Zunge schmeckte.

In den Ecken der Kredenz, die ich mir vorgenommen hatte, saß dicker grüner Pelz, und ich ekelte mich so, dass ich würgen musste. Da nahm Mutter mir den Lappen weg und kniff die Lippen zusammen. «Lass, ich mach's selbst.»

«Wo sind denn unsere Möbel?», fragte ich.

In unserem Haus im Dorf, das Vater selbst gebaut hatte, als ich geboren wurde, hatten wir im Wohnzimmer helle Möbel aus Korb gehabt und eine neue Küche.

«In der Scheune.» Mutter holte eine Wurzelbürste und noch mehr Essigessenz, um dem Schimmel auf den Leib zu rücken.

—

Das Haus, in dem wir nun wohnen mussten, war ein alter Bauernhof, und er lag einsam zwischen Feldern und Wiesen kurz vor einem dunklen Tannenwald, der «Reiherbusch» hieß.

Wenn man zum Hof wollte, musste man eine sehr lange, schmale Straße nehmen, die noch nicht asphaltiert war. Erst kam rechts der Hof von Lehmkuhls und gegenüber das spitze, weiße Häuschen von Maaßens. Dann ging es noch

ein Stück weiter die Straße hoch, bis man rechts in einen holprigen Feldweg abbog, in dessen tiefen Löchern Wasser stand.

Und ganz am Ende lag dann «Pfaffs Hof» - so hieß unser neues Zuhause.

Es stand quer zum Feldweg, und man musste links um die Ecke gehen, um zur Vordertür zu kommen, die man aber nicht benutzte, wie mir Vater erklärt hatte. Man ging weiter um das Haus herum zur Hintertür, die in die Spülküche führte.

Vor dem Hintereingang stand eine riesengroße Linde - «Über zweihundert Jahre alt», sagte Vater und hörte sich an, als fände er das schön -, die schuld daran war, dass es in der Wohnküche niemals hell wurde.

Wenn man die Vordertür benutzte, kam man direkt ins Wohnzimmer. Rechts und links davon gab es noch zwei Zimmer. In einem standen ein Kleiderschrank und ein breites Eichenbett mit Schnitzereien, in dem anderen Wohnzimmermöbel.

Aber diese Zimmer waren für uns verboten, sie gehörten Trudi Pfaff, obwohl sie nicht darin wohnte. Und ich durfte dort nicht spielen, auf gar keinen Fall.

Pfaffs, denen dieser Hof einmal gehört hatte, konnten keine Kinder bekommen, worüber sie sehr traurig waren. Aber die Schwester von Frau Pfaff hatte den Pfaffs schließlich eins von ihren sehr vielen Kindern geschenkt, ihre jüngste Tochter Trudi, und die hatte dann hier gelebt.

Aber dann waren ihre neuen Eltern ganz plötzlich kurz nacheinander gestorben, und Trudi stand mutterseelenallein da. Und weil sie gerade erst fünfzehn war, bekam sie einen Vormund und ging zu ihren anderen Eltern zurück, weil sie nicht wusste, wo sie sonst wohnen sollte, sagte Vater.

Ich fand die Geschichte traurig und auch ein bisschen grausam.

«Man kann doch sein Kind nicht verschenken!»

«Ach», Vater winkte ab, «das sind Pfälzer, die waren schon immer anders.»

«Die sprechen auch anders», mischte Mutter sich ein.

Vater glückste. «Die sagen Grumbeere!»

«Was soll das denn heißen?», wollte ich wissen.

Vater musste lachen. «Pippers.»

«Sprich wie ein Mensch!», schimpfte Mutter. «Kartoffeln heißt das.»

Jedenfalls konnte es passieren, dass Trudi manchmal bei uns wohnen würde.

—

Und an diesem Morgen war Guste gekommen, um zu helfen. Ihr Sohn Ruben hatte sie mit dem Auto gebracht, den ganzen Weg vom Bergischen Land.

Reingekommen war er nicht, sondern hatte nur dumm gegrinst - «das riecht mir hier zu sehr nach Arbeit» - und war gleich wieder zurückgefahren.

«Ganz schön finster ist es hier», hatte Guste festgestellt und alle Fenster aufgerissen. «Wenn wir die erst einmal geputzt haben, sieht das schon viel besser aus.»

Dann war sie durch die Zimmer getippelt, um sich alles anzuschauen.

Guste war nicht viel größer als ich. Wenn sie auf einem Stuhl saß, baumelten ihre Füße in der Luft.

«Na, wenigstens stehen die Betten schon», sagte sie zufrieden.

Das war das Erste, was Vater in Angriff genommen hatte, nachdem die Böden so einigermaßen sauber waren und man erkennen konnte, welche Farbe das Linoleum hatte. Grau in der Wohnküche, dunkelrot in der guten Stube; in

der Spülküche mit dem tiefen gemauerten Becken lagen rote und graue Steinfliesen im Schachbrettmuster.

Das Ehebett hatten wir aus unserem Haus im Dorf mitgebracht.

Das Ehebett mit den beiden Nachtschränkchen und der Garnitur, drei grünen Läufern, je zwei lange an den Bettseiten und ein kürzerer am Fußende.

Außerdem unseren Kühlschrank, den Fernsehapparat und einen Sisalteppich für das Wohnzimmer.

Das Bett war für uns drei, Vater, Mutter und mich.

Ich schlief auf der Besucherritte.

Schon immer. Mutter hatte extra einen schmalen Matratzenkeil nähen lassen, damit ich einigermaßen bequem lag.

Ich hatte noch nie allein geschlafen.

Ich besaß kein eigenes Bett.

Warum das so war, erzählte Mutter oft: «Annemarie war erst neun Monate alt, als wir damals in das Haus gezogen sind. Es war Dezember, eisig kalt, ein schlimmer Winter, sicher minus zwölf Grad, wenn nicht noch kälter.

Und der Verrückte hatte für den Innenputz so viel Zement genommen, dass das Wasser an den Wänden herunterlief und zu Eis wurde.

Jeder hat ihm gesagt, du bist nicht gescheit, so kann das Haus doch nicht atmen. Aber natürlich hat er sich nichts sagen lassen.

Der Kerl weiß ja alles besser. Gebaut wird für die Ewigkeit!

Der hat immer noch Hitler im Blut.

Was sollte ich denn machen? In der Wiege wäre mir das Kind doch erfroren, also musste ich es zu mir ins Bett holen.»

—
«Filter und Kaffee hab ich gefunden», sagte Guste und wühlte in einem der Kartons, die noch nicht ausgepackt waren, «wo sind die Filtertüten?»

«Hier an der Seite.» Mutter war wieder hereingekommen, ihr Gesicht war nicht mehr so rot.

«Warum kocht das Wasser denn noch nicht?» Sie legte den Handrücken an den Kessel. «Verdammt, der Ofen ist nicht heiß genug!»

Unser schöner weißer Elektroherd mit den vier Platten war noch nicht angeschlossen und stand in der Spülküche mit der Backofentür zur Wand. Also mussten wir auf dem riesigen rostigen Ofen kochen, der mit Holz befeuert wurde.

«Annemarie, auf der Tenne liegt ein Stapel Brennholz. Hol mal ein paar Scheite.»

Ich verschluckte mich und musste husten.

Auf der Tenne gab es tausend finstere Ecken, in denen jemand hätte lauern können.

«Ich hab aber Angst.»

Mutter verdrehte die Augen und griff zum Holzkorb, aber Guste war schneller. «Lass, Gerda-Kind, setz dich hin und leg ein bisschen die Füße hoch. Ist doch alles nicht mehr so leicht in deinem Alter.»

Mutter war vierzig und schwanger.

Im August würde ich Schwester werden. Eigentlich war ich das schon, aber meinen großen Bruder Peter kannte ich nicht richtig. Er war von zu Hause weggegangen, als ich noch ziemlich klein gewesen war.

Vater war zweiundfünfzig.

—

Zum Abendessen kochte Mutter Grießmehlsuppe mit Rosinen und Eischneeflocken.

Wir aßen am kleinen Küchentisch und setzten uns dann nach ins Wohnzimmer.

«Erzählst du mir, wie du Onkel Karl kennengelernt hast?», fragte ich.

Guste lachte. «Das hab ich dir doch schon erzählt.»

«Och bitte!»

Aber Mutter mischte sich ein: «Schluss jetzt, du gehörst ins Bett, es ist schon acht Uhr durch.»

«Ich muss doch morgen gar nicht in die Schule.»

«Das ist egal. Komm, du darfst auch auf meiner Seite einschlafen.»

Das fand ich schön, dann war ich nicht so nah an Vaters Kopfkissen, das nicht gut roch.

«Unglaublich, was du dir alles zusammenschwitzt!», sagte Mutter immer. «Wer weiß, was für fiese Träume dahinterstecken!»

Sie deckte mich zu und schaute mich an, das hieß Zeit fürs Beten.

Ich kannte zwei Abendgebete:

«Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe beide Äuglein zu.
Alle, die mir sind verwandt, Gott, lass ruh'n in deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein, sollen dir befohlen sein.
Amen.»

An diesem Abend nahm ich das kürzere, weil alles so unheimlich war und ich ganz schnell einschlafen wollte.

«Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein. Amen.»

Als Mutter vom Bettrand aufstand und das Licht ausknipste, wurde mir wieder kalt.

«Lass die Tür auf», rief ich. «Und lass das Licht in der Küche an, bitte!»

Da kam sie noch einmal zurück, bückte sich und drückte ihre Wange an meine. «Du musst keine Angst haben, wir sind doch im Wohnzimmer. Ach, Kind, wenn ich dich nicht hätte ...»

Dann ging sie.

Ich zog mir die Decke über den Kopf. Die Tür zur Tenne hatte kein Schloss, durch die Spülküche hätte einer hereingeschlichen kommen können.

Mir wurde heiß, ich zog die Decke wieder herunter und versuchte, an etwas Schönes zu denken.

Vater hatte erzählt, dass dieses Haus schon zweihundertfünfzig Jahre alt war.

Ich versuchte auszurechnen, wann es dann gebaut worden sein musste.

Es dauerte eine Weile – das war dann wohl 1713 gewesen.

Ich wurde ganz aufgeregt: Guste war 1896 geboren, das war im letzten Jahrhundert, 1713 war dann ja noch ein Jahrhundert davor!

Was für Leute wohnten wohl damals in diesem Haus? Wie hatten sie ausgesehen, was hatten sie für Kleider getragen? Ob sie mit Pferdekutschen gefahren waren? Und was sie wohl gegessen hatten?

Bestimmt gab es Bücher darüber. Es gab über alles Bücher, das wusste ich.

Mutter und Vater hatten keine.

Aber ich hatte welche, in dem kleinen Karton neben dem Kleiderschrank.

Sogar meine alten Bilderbücher, die ich mit Omma gelesen hatte, waren noch da: «Die Häschenschule», «Bellinchen, das Glockenblumenkind» und «Der Struwwelpeter».

Bücher waren großartig, ich sammelte sie, seit ich «Wir Kinder aus Bullerbü» auf dem Büchertisch in unserer Schule im Dorf entdeckt hatte.

Der Tisch war eigentlich nicht für uns Kleine gedacht gewesen, die Älteren hatten sich etwas aussuchen sollen, das ihre Eltern ihnen zu Weihnachten schenken konnten.

Aber weil Omma mir das Lesen beigebracht hatte, lange bevor ich in die Schule gekommen war, durfte auch ich mir den Tisch anschauen. Und die Bullerbü-Bücher hatten glänzende rote Umschläge gehabt und am besten von allen gerochen.

Seitdem wünschte ich mir zum Geburtstag und zu Weihnachten nur Bücher. Die waren teuer, und Mutter und Vater schenkten mir immer nur eins. Aber man konnte sie ja wieder und wieder lesen.

Als ich noch kleiner war, hatte ich immer nach Bullerbü gewollt. Mittlerweile wusste ich natürlich, dass es Bullerbü gar nicht gab, dass es nur ausgedacht war. Aber das war mir egal, ich konnte trotzdem in Bullerbü sein, wenn ich wollte.

Zum nächsten Weihnachtsfest wünschte ich mir die «Madita»-Bände, und als ich das am Nachmittag Guste erzählt hatte, war sie gleich ins verbotene Schlafzimmer geflitzt – sie durfte dort schlafen, weil Vater Trudi Pfaff gefragt hatte – und mit ihrem roten Notizbuch wiedergekommen, damit sie sich das aufschreiben konnte.

Ich überlegte, ob ich noch mal aufstehen sollte, um zu gucken, was Guste und Mutter im Wohnzimmer machten.

Aber da konnte ich Guste hören: «Mir ist das hier einfach zu kalt, Gerda, und der Fernseher ist ja auch noch nicht angeschlossen. Setzen wir uns lieber in die Küche, da ist es mollig.»

Ich betete, dass Mutter die Tür offen ließ.

Ich hörte für mein Leben gern zu, wenn Leute miteinander redeten.

Als ich noch jünger gewesen war, hatte ich mich oft irgendwo versteckt, hinter Türen oder in dem Spalt zwischen Kleiderschrank und Wand, und gelauscht.

Aber inzwischen wusste ich, dass ich nur irgendwo ganz ruhig in einer Ecke sitzen und in ein Buch schauen musste, dann vergaßen sie nach einer Weile, dass ich da war, und redeten einfach.

Nur Vater bemerkte mich manchmal. «Wände haben Ohren», sagte er dann immer leise mit ganz tiefer Stimme.

Guste und Mutter sprachen darüber, warum wir jetzt hier wohnen mussten.

Ich wusste, dass Vater im Bergischen Land ein neues Haus für Mutter gebaut hatte, wegen ihrem Heimweh, und dass wir alle dorthin umziehen sollten.

Ich musste deswegen manchmal heimlich weinen.

Unser altes Haus im Dorf hatte Vater an andere Leute verkauft. Die waren gekommen, hatten sich alles angesehen und hochnäsig genickt. «Für uns muss das aber zügig gehen.»

Und dann auf einmal sollten wir doch nicht mehr ins Bergische Land ziehen.

Ich hörte Mutter leise weinen. «Das Haus lag doch in der Walachei. Schon für Annemarie wäre es schlimm gewesen, zur Schule zu kommen. Fünf Kilometer bis zur nächsten Bushaltestelle! Aber jetzt mit einem Säugling? Ohne Auto, ohne Führerschein? Nein, nicht mit mir!»

«Das ist der Grund?» Gustes Stimme klang hart. «Wem willst du etwas vormachen, Kind?»

Mutter schluchzte auf, und ich wollte zu ihr, aber jetzt redete sie wieder: «Er hätte doch unser Haus nicht so schnell verkaufen müssen, wir hätten doch da bleiben können!»

«Dann hätte er kein Geld gehabt, den Bungalow im Bergischen fertig zu bauen, das weißt du ganz genau.»

Aber Mutter hörte ihr nicht zu. «Und jetzt sitze ich hier in diesem Drecksloch und weiß nicht, wo ich es herholen soll ...»

«Das ist doch nur für den Übergang», sagte Guste streng. «Wenn der Bungalow erst einmal verkauft ist, sieht doch alles ganz anders aus. Glaubst du vielleicht, bei mir wäre immer alles rosig gewesen?»

Mutter murmelte etwas, und Guste kicherte. «Dass du jetzt ausgerechnet hier wohnst! Wenn das nicht Ironie des Schicksals ist.»

Dann sprachen sie übers Kinderkriegen und dass Guste damals für Mutter da gewesen war, aber das kannte ich alles schon: Mutter und Vater hatten im Krieg geheiratet, und als neun Monate nach der Hochzeit Peter auf die Welt kam, war Vater an der Front gewesen, Mutters zwei Brüder auch, ihre älteren Schwestern irgendwo beim Arbeitsdienst und ihre Eltern mit dem jüngsten Sohn in Polen, wo Opa vom Führer einen Hof geschenkt bekommen hatte. Und Mutter wohnte ganz allein in ihrem elterlichen Haus im Bergischen. «Ich war noch keine zwanzig Jahre alt ...»

«Wenn ich dich damals nicht gehabt hätte, Güsken ... Und jetzt steh ich wieder alleine da!»

«Papperlapapp», beschied Guste. «Das waren doch ganz andere Zeiten.» Ich schliefe ein.

—

Vater hatte Urlaub, und als Erstes wurden unsere Korbmöbel aus der Scheune geholt.

Das klumpige Sofa aus Pfaffs guter Stube mit dem kratzigen Bezug musste raus.

Aber obwohl Guste stark wie ein Ochse war, kriegte sie es an ihrer Seite nicht hochgehoben.

Vater nahm sie in den Arm. «Stark wie ein ganz kleiner Ochse.»

Guste lachte. «Du fängst dir gleich eine!»

Mutter hob das Sofa mühelos an. «Dann komm.»

Aber Vater schob sie beiseite. «Duträgst keine schweren Sachen mehr. Pack die Kartons aus und räum die Küchenschränke ein oder die Wäsche. Was nötig ist. Annemie, du hilfst ihr. Ich fahre zu Lehmkuhls. Wenn Pit nicht gerade auf dem Feld ist, packt der bestimmt mit an.»

Er holte sein Fahrrad von der Tenne und machte sich auf den Weg.

Früher hatte er ein Moped gehabt, aber das war kaputtgegangen, und Geld für ein neues hatten wir nicht, deshalb musste er jetzt mit dem Fahrrad zum Dienst fahren. Und es war ganz schön weit bis zum Gefängnis in der Stadt, wo er arbeitete. Aber er fand es nicht schlimm. «Halb so wild, ohne Gegenwind eine knappe halbe Stunde.»

An diesem Tag schien die Sonne, und Pfaffs Hof sah kein bisschen gruselig aus, sondern eigentlich ziemlich schön.

Der dunkelrote Backstein leuchtete richtig, und im Garten vor dem Haus, in dem das Unkraut so hoch stand, dass ich mich darin verstecken konnte, zeigten sich erste Blüten.

«Geh spielen», sagte Mutter, die mit Guste Geschirr und Besteck aus Zeitungspapier auswickelte.

Spielen, dachte ich. Was denn? Und mit wem?

Aber diesmal traute ich mich, mir draußen alles genauer anzusehen.

Hinter der Spülküche war der Schweinestall, aber den wollte ich mir nicht anschauen. Obwohl sicher schon lange keine Schweine mehr darin gestanden hatten, stank es aus den offenen Fenstern so ekelig, dass mir ein bisschen schlecht wurde.

Am Rand der Weide, die bis zur Eisenbahnlinie ging, standen krumme Pfähle, hell wie Knochen.

Als ich näher kam, sah ich, dass es ein alter Zaun war, an einigen Pfosten kringelte sich noch rostiger Stacheldraht, und manche hatten kleine, tiefe Löcher.

Im Gras blinkte etwas. Ich bückte mich. Zwei Hülsen aus Metall, ganz glänzend. Ich steckte sie in meine Schürzentasche.

Auf der Wiese hinterm Schweinestall standen Lehmkuhls Kühe. Als sie mich am Zaun entdeckten, kamen sie langsam angetrottet und schnaubten mich an. Sie dufteten warm und süßlich nach Milch, und auch die Kuhfladen, die dort überall verteilt waren, rochen nicht schlimm.

Nette Tiere, dachte ich, ziemlich groß wohl, aber sie hatten ganz liebe Augen mit langen Wimpern.

Dann wanderte ich an einem verfallenen Schuppen mit verrostetem Werkzeug, Pflügen und Eggen vorbei über die Obstwiese bis zur Straße.

«Das ist ein Apfelbongert», hatte mir Vater erklärt, aber es standen auch ein paar Kirschbäume darin. Ich versuchte, die Bäume zu zählen, es waren über vierzig, und viele sahen sehr alt aus. Die Kirschen trugen schon kleine grüne Früchte. Ich mochte süße Kirschen sehr gern und freute mich auf einmal.

Lehmkuhls grauer Mercedes kam den Feldweg hochgetuckert, Vater hatte eine Hand am offenen Seitenfenster und ließ sich auf seinem Fahrrad ziehen.

Ich stahl mich näher heran und sah, wie Onkel Lehmkuhl in seinem schmutzigen Arbeitszeug ausstieg. Er war hässlich mit seinem schießen Gesicht, den triefenden Augen und den roten abstehenden Ohren.

Ich grüßte leise, aber er beachtete mich nicht, sondern redete mit Vater.

Sie sprachen Platt miteinander.

Die Leute in unserem Dorf hatten alle so etwas Ähnliches wie Hochdeutsch gesprochen, deshalb hatte ich Vater bis

dahin nur Platt reden hören, wenn einer von seinen Freunden oder Onkel Maaßen zu Besuch gekommen waren.

«Gut, dass Mutti jetzt nicht hier ist», dachte ich, «sie würde sich wieder aufregen.»

«Sprich anständig vor dem Kind!»

Onkel Lehmkuhl sagte «Jupp» zu Vater, und ich wurde ein bisschen wütend.

«Warum nennst du ihn Jupp?»

Onkel Lehmkuhl schaute mich an, als wäre ich nicht ganz gescheit. «Na, so heißtt er doch!»

«Nein!» Am liebsten hätte ich mit dem Fuß aufgestampft. «Er heißtt Stefan.»

Vater drückte meine Schulter so fest, dass es ein bisschen weh tat. «Du weißt doch, dass ich Josef Stefan heiße. Und Mutti findet Stefan eben schöner als Josef.»

Sicher wusste ich das, und deshalb durfte Onkel Lehmkuhl auch nicht einfach «Jupp» sagen, «Jupp» war ja noch blöder als «Josef».

Pit Lehmkuhl zeigte mir den Vogel und sagte etwas auf Platt, das sich nicht nett anhörte. Ich verstand nur die Wörter «Frau» und «apart».

—

Ich zeigte Mutter die Hülsen, die ich gefunden hatte.

«Wo hast du die her?»

«Die lagen im Gras, hinten bei dem alten Zaun. Was ist das denn?»

«Munition aus dem Krieg.» Ihre Stimme war ganz trocken. «Von Tieffliegern vielleicht ... Schmeiß die weg!»

«Ich zeig sie Vati, der weiß bestimmt, was das ist.»

«Nein! Der will so was nicht mehr sehen. Wehe!»

Sie nahm mir die Hülsen weg, warf sie in den Aschenkasten unter dem Herd und schüttelte die Asche, bis man nichts mehr sah.

«Und geh da bloß nicht mehr hin. Womöglich liegen da noch Blindgänger.»

Blindgänger – was für ein schönes Wort!

«Was sind Blindgänger?»

«Munition, die nicht hochgegangen ist. Bleib da weg!»

—

[...]